

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Mitteilungen an unsere zur Fahne einberufenen Beamten & Arbeiter

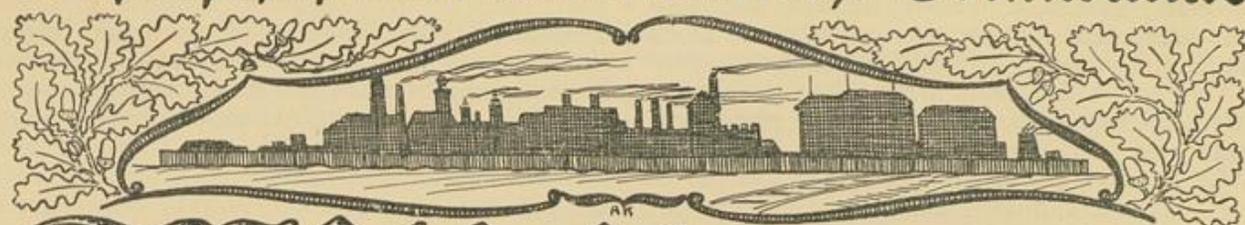
**Gesellschaft für Brauerei, Spiritus- und Preßhefe-Fabrikation
Vormals G. Sinner <Karlsruhe>**

**Karlsruhe-Grünwinkel, Nr. 1.1914(16.Sept.) - 125.1918(10.Dez.);
damit Ersch. eingest.**

18.12.1915 (No. 68)

urn: urn:nbn:de:bsz:31-56019

Gesellschaft Sinner Karlsruhe-Grünwinkel



Mitteilungen

an unsere zur Fahne einberufenen Beamten & Arbeiter.

Nr. 68.

Karlsruhe-Grünwinkel, den 18. Dezember 1915.

Krieg und Friedensziele.

In der Reichstagssitzung vom 9. Dezember erteilte der Reichskanzler von Bethmann Hollweg auf die sozialdemokratische Anfrage, unter welchen Bedingungen die deutsche Regierung bereit sei, in Friedens-Verhandlungen einzutreten, folgende Antwort:

Meine Herren! Diese Interpellation hat im feindlichen Auslande beträchtliches Aufsehen erregt, vorwiegend freudiger Natur. Man will in der Frage nach den deutschen Friedens-Bedingungen ein Zeichen von Nachlassen der deutschen Kraft oder den beginnenden Zerfall der Einmütigkeit des deutschen Volkes erblicken. Nun, meine Herren, ich hoffe und glaube, daß die eben gehörte Begründung der Interpellation in der Hauptsache die freudigen Erwartungen unserer Feinde nicht ermuntern, sondern enttäuschen wird. Gewiß wünschen die Herren Interpellanten den baldigen Beginn von Friedensverhandlungen. Aus den Ausführungen des Herrn Abgeordneten Scheidemann klingt die Besorgnis heraus, wir könnten der Möglichkeit eines ehrenvollen Friedens aus dem Wege gehen, vernünftige Friedensangebote, die uns gemacht würden, ablehnen, nur weil wir alle eroberten Länder behalten oder gar neue dazu erobern wollten. Aber ich muß anerkennen, daß zu seiner Anregung dem Kriege ein Ende zu machen und öffentlich zu sagen, wie sich die deutsche Regierung den Frieden denkt, die bisherige Geschichte des Krieges ganz natürlich hinleitet:

Wir haben ungeheure Erfolge errungen. Wir haben unseren Feinden eine Hoffnung nach

der anderen genommen. Mit äußerster Tätigkeit haben sie sich, über den Verlust der einen enttäuscht, an die andere geklammert. Solange die Hoffnung auf Bulgarien winkte, die Türkei ohne Verbindung mit den beiden Kaiserreichen kämpfte, konnten wir nicht erwarten, daß unsere Gegner die Hoffnung aufgaben, die bisherigen gegen sie gefallenen Entscheidungen der Waffen auf die eine oder die andere Weise wieder rückgängig zu machen. Aber nach der mit Bulgarien hergestellten Waffengemeinschaft, nach den großen Erfolgen in Serbien, nach der Oeffnung des Weges zu dem türkischen Bundesgenossen und der damit verbundenen Bedrohung der empfindlichsten Stellen des britischen Weltreiches — muß da nicht bei unseren Feinden mehr und mehr die Erkenntnis sich befestigen, daß das Spiel für sie verloren ist. Und muß da nicht manchem Mann unter uns, der sieht, daß der Krieg nicht auf unsere Kosten ausgehen wird, der Gedanke aufsteigen: Warum noch weitere Opfer? Warum bietet die deutsche Regierung nicht den Frieden an? Tatsächlich haben es vielmehr unsere Feinde für ihr Interesse gehalten, uns fälschliche Friedens-Angebote anzudichten, beides hat denselben Grund: eine Selbsttäuschung ohnegleichen, die wir nur noch verschlimmern würden, wenn wir ihnen mit Friedensvorschlägen kämen, statt daß sie uns kommen

Wenn ich über eigene Friedensbedingungen sprechen soll, muß ich mir zuerst

die Friedensbedingungen der Feinde ansehen. Unsere Gegner haben im ersten

Rausch der Hoffnungen, die sie zu Beginn auf diesen leichten Krieg setzen zu können glaubten, mit einer gewissen naiven Rohheit die ausschweifendsten Kriegsziele aufgestellt, haben die Zertrümmerung Deutschlands proklamiert. In England wollte man, wenn nötig, zu diesem Zweck 20 Jahre Krieg führen. Ueber eine solche Dauer des Krieges ist man dort inzwischen etwas besorgt geworden. Aber das Endziel ist trotz aller Ereignisse der Zwischenzeit das gleiche geblieben. Ich verweise auf die kürzlich in der viel gelesenen „National Review“ aufgestellten Kriegsziele. Und ähnlich wie dort geht es mit ganz wenigen Ausnahmen durch die ganze englische Presse. Der „Statesman“, ein als gemäßigt bekämpftes Blatt, nennt unter den Friedensbedingungen die Rückgabe Elsaß-Lothringens, die Vernichtung des sogenannten preußischen Militarismus, die Vertreibung der Türken aus Europa, die Herstellung eines Großserbien mit Bosnien. Der frühere Minister Mastermann verlangt die Abtretung der linken Rheinseite und des ganzen deutschen Kolonialbesitzes, und der „Labour Leader“ meint, mit dieser Forderung habe die Regierung einen Fühler ausstrecken wollen. Es bleibt eben noch alles beim Alten: Deutschland muß vernichtet werden.

So klingt es auch aus der französischen Presse heraus. Noch immer wird Elsaß-Lothringen gefordert. Herr Hanotaux hat noch ganz kürzlich im „Figaro“ zu der sonst üblichen Legende von dem überfallenen Frankreich das offene Bekenntnis abgelegt, Frankreich habe den Krieg gemacht, um Elsaß-Lothringen zu erobern.

Der Herr Abgeordnete Scheidemann meinte, alle diese Preßäußerungen gäben die wahre Stimmung der Völker nicht wieder. Es mag sein, daß bei unseren Feinden einzelne nachdenkliche Männer, die sich von der militärischen Lage Rechenschaft geben, im Grunde ihres Herzens wünschen, daß dem großen Blutvergießen baldigst ein Ende gemacht werde. Aber ich sehe nicht, daß diese Männer in den spärlichen Fällen, wo sie zu Worte kommen, auch durchdringen. Vielleicht gehört ihnen einmal die Zukunft — die Gegenwart sicher nicht. Einzelne Oberhausreden haben in der englischen Presse kaum Widerhall gefunden, sondern mit geringen Ausnahmen nur die Aufstellung der wilden Kriegsziele herausgefordert, von denen ich vorher einige angezogen habe. Darüber kann ich nicht hinwegsehen. Vollends entscheidend aber ist die Haltung der feindlichen Regierungen. Mr. Asquith hat in seiner Guildhall-Rede verkündet, seine Kriegsziele seien noch dieselben wie bei Ausbruch des Krieges: die Freiheit der kleinen Völker, vornehmlich Belgiens, und die Vernichtung des preußischen Militarismus.

Ueber die

Freiheit der kleinen Völker

brauche ich kein Wort mehr zu verlieren. Ueber ein Jahr lang hat die Welt dieser englischen Philanthropie Glauben geschenkt. Nach Griechenland wird sie von dem Glauben kuriert sein. Wahrscheinlich auch die kleinen Völker selbst. Seitdem England für sie kämpft, geht es den kleinen Staaten schlecht. Wir in Deutschland haben vom ersten Tage an gewußt, daß sich hinter dem Schutz der kleinen Staaten die Sucht versteckt, den großen Staat, dessen Aufwachsen man solange mit Neid und Mißgunst verfolgt hatte, abzutun. Und das nennt man dann Vernichtung des preußischen Militarismus.

Diese englische Parole ist von allen Alliierten übernommen worden. Herr Sasonow und Herr Viviani, jetzt Herr Briand, haben wiederholt und ausdrücklich erklärt, die Waffen nicht niederlegen zu wollen, bevor der deutsche oder der preußische Militarismus niedergekämpft sei. Daneben hat jeder Alliierte noch seine besonderen Forderungen: der englische Kolonialminister will, daß in Durchführung des Nationalitätenprinzips das Elsaß an Frankreich, Polen aber der Nationalität zurückerstattet werde, der es zugehöre. Der Herr Minister, das will ich nur nebenher bemerken, weiß gewiß nicht, daß in den Reichslanden von rund 1900000 Einwohnern über 87 Prozent deutscher und noch nicht 11 Prozent französischer Muttersprache sind. Ob nach seiner Ansicht Polen seiner Nationalität nach zu Rußland gehört, ist nicht ganz klar. Auch wird es interessant sein, von England einmal zu hören, was bei Durchführung des Nationalitätenprinzips z. B. aus Indien und Aegypten werden soll. Herr Briand will außer der Wiederherstellung Belgiens und Serbiens unter allen Umständen Elsaß-Lothringen haben. Herr Sasonow hat bei seinen Kriegszielen sehr deutlich auf Konstantinopel hingedeutet.

Der tatsächlichen militärischen Lage sind diese Kriegsziele der feindlichen Regierungen nicht angepaßt. Ich würde aber den gegnerischen Machthabern zu nahe treten, wollte ich ihre Forderungen etwa als Bluff auffassen und nicht ernst nehmen. Die Lage ist doch durchsichtig. Unter der Protektion der Regierung hat man vom ersten Tage an

die eigenen Völker über die Wirklichkeit getäuscht,

durch die fabrikmäßige Herstellung und Verbreitung von Lügennachrichten aller Art unauslöschlichen Haß gegen uns gesät. Nun sieht man, daß mit alledem keine Siege erfochten werden. Man hat reichliche militärische und diplomatische Niederlagen erlitten, Hekatomben geopfert, man kann es nicht mehr verheimlichen,

daß wir in Ost und West weit in Feindesland stehen, den Weg nach Südosten geöffnet haben, wertvolle Faustpfänder in der Hand halten. Aber das Ceterum censeo, daß Deutschland zertrümmert werden soll, muß aufrecht erhalten werden. Man hat sich so fest darauf verbissen, daß man nicht mehr davon los kann. Darum müssen weitere Hunderttausend auf die Schlachtbank getrieben werden.

Als neuestes Reizmittel zur Aufstachelung blinder Kriegswut gilt die Hoffnung auf den Erschlaffungskrieg. Daß unsere Lebensmittel reichen, daß es nur darauf ankommt, sie richtig zu verteilen, darüber sind wir alle einig. Ein Gebiet, das von Arras bis Mesopotamien reicht, kann man wirtschaftlich nicht erdrücken. Wenn uns der Mangel an Lebensmitteln nicht beugt, soll es der an Rohstoffen tun.

Meine Herren, wir sind auf eine lange Kriegsdauer mit allem Nötigen versehen. Eine ganze Reihe von Stoffen, die wir vor dem Kriege nur aus dem Ausland bezogen, haben wir gelernt, selber zu erzeugen. Die dazu erforderlichen Fabriken sind in Betrieb. Von Metallen, hat man gemeint, könnte Kupfer knapp werden. Wenn wir auf das bereits verarbeitete oder ersehbare Kupfer zurückgreifen, so haben wir für viele Jahre genug, Wolle und Baumwolle haben wir in Belgien und Polen in großen Posten gefunden. Baumwolle bekommen wir jetzt auch über die Donau. Mit dem Gummi halten wir Haus, stellen mit dem besten Erfolg künstlichen her, und selbst wenn er einmal knapp werden sollte, glaubt jemand im Ernst, uns durch Gummimangel niederdrücken zu können?

Und die Erschöpfung an Menschen?

Daß es die Zahl allein nicht tut, hat der bisherige Verlauf des Krieges gelehrt. Ganz unerfindlich ist, wie Frankreich, das den Jahrgang 1917 jetzt einberuft, den von 1916 schon zum großen Teile eingesetzt hat, von Erschöpfung deutschen Menschenmaterials sprechen kann. Ich habe gestern noch die Angaben dementieren lassen, die in der französischen Kammer über unsere Einstellungen gemacht worden waren. Wir sind bei Heranziehung der Dienstpflichtigen nicht soweit gegangen, wie Rußland, auch nicht wie Frankreich, das die Wehrpflicht über das 45. Lebensjahr ausgedehnt hat. Bei der uns noch zur Verfügung stehenden Zahl von Wehrpflichtigen denken wir nicht daran, diese Grenzen weiter zu ziehen. Unsere Verluste sind nicht nur relativ, sondern absolut geringer als die französischen. Deutschland hat 50 Millionen mehr Einwohner. Unsere Verluste, wenngleich geringer als die französischen, sind schmerzlich. Herr Briand hat der französischen Frauen, ihrer Tränen und ihrer Tapfer-

keit gedacht. Glaubt man in Frankreich, daß die deutschen Frauen weniger tapfer sind, ihr Vaterland weniger lieben? Unsere Feinde sollen es versuchen, uns zu vernichten. Wenn wir für Haus und Hof kämpfen, geht uns der Atem nicht aus.

Wohin der Haß gegen uns führt, das sieht man mit Schauern an dem

Baralong-Fall

jener Schandtats eines unter amerikanischer Flagge fahrenden englischen Kriegsschiffes, dessen Besatzung in scheußlicher Weise die hilflose Mannschaft eines deutschen U.-Bootes ermordet hat. Diese gräßliche Mordtat ist in der englischen Presse völlig totgeschwiegen worden. Ob aus Scham? Wir wissen es nicht. Auf den Geist ihrer Marine sind die Engländer immer stolz gewesen. Kann sie diesen kalten Mord wehrloser Gegner verantworten? Er wird in der Geschichte der englischen Marine ein untilgbarer Fleck bleiben. Ich will diesen Fall nicht verallgemeinern, obgleich in der englischen Presse manche Zeugnisse für eine äußerst rohe Auffassung des Kriegshandwerks vorliegen. Ich erinnere nur an die Berichte des „Daily Chronicle“ aus dem englischen Hauptquartier, in denen die Lust der englischen Soldaten so scheußlich dargestellt und verherrlicht war, daß ich mich scheue, die dabei gebrauchten Worte überhaupt nur in den Mund zu nehmen. Bei unseren Truppen ist die Tötung des Gegners weder Scherz noch Sport. Wir verschmähen solche Niedrigkeiten. Unsere Truppen tun ihre Pflicht als ehrliche anständige Männer und darum erst recht als brave Soldaten und Verteidiger ihres Vaterlandes.

Wenn einmal die Geschichte über die Schuld an diesem ungeheuerlichsten aller Kriege und seiner Dauer urteilen wird, wird sie das entsetzliche Unheil aufdecken, das Unkenntnis und Verstellung angerichtet haben. Solange diese Verstrickung von Schuld und Unkenntnis bei den feindlichen Staatslenkern besteht und ihre Geistesverfassung die feindlichen Völker beherrscht, wäre jedes Friedensangebot von unserer Seite eine Torheit, die den Krieg nicht abkürzt, sondern verlängert. Erst müssen die Masken fallen. Noch wird der Vernichtungskrieg gegen uns betrieben. Damit müssen wir rechnen. Mit Theorien und Friedensäußerungen von unserer Seite kommen wir nicht vorwärts und nicht zu Ende. Kommen unsere Feinde mit Friedensvorschlägen, die der Würde und Sicherheit Deutschlands entsprechen, so sind wir allzeit bereit, sie zu diskutieren. In vollem Bewußtsein der erzielten, unerschütterlich dastehenden Waffenerfolge lehnen wir die Verantwortung für die Fortsetzung des Elends ab, das Europa und die Welt erfüllt. Es soll nicht

heißen, wir wollten den Krieg unnötig verlängern, weil wir dieses oder jenes Faustpfand noch erobern wollten.

In meinen früheren Reden habe ich

das allgemeine Kriegsziel

umrissen. Ich kann auch heute nicht auf die Einzelheiten eingehen, Ihnen nicht sagen, welche Garantien die kaiserliche Regierung z. B. in der belgischen Frage fordern will, welche Macht-Grundlagen sie für diese Garantien als notwendig erachtet. Aber eines müssen unsere Feinde sich selbst sagen: Je länger, je bitterter sie den Krieg gegen uns führen, um so mehr wachsen die notwendigen Garantien. Wollen unsere Feinde für alle Zukunft eine Kluft zwischen Deutschland und der übrigen Welt aufrichten, so dürfen sie sich nicht wundern, daß auch wir unsere Zukunft danach einrichten. Weder im Osten noch im Westen dürfen unsere Feinde von heute über Einfallstore verfügen, durch die sie uns von morgen ab aufs neue und schärfer als bisher bedrohen. Es ist ja bekannt, daß Frankreich seine Anleihen an Rußland nur unter der Bedingung gegeben hat, daß Rußland die polnischen Festungen und Eisenbahnen gegen uns ausbaute, und ebenso

bekannt ist, daß England und Frankreich Belgien als ihr Aufmarschgebiet betrachteten. Dagegen müssen wir uns eine politische, militärische und wirtschaftliche Entfaltung sichern. Was dafür nötig ist, muß erreicht werden, und ich denke, es gibt niemanden im deutschen Vaterlande, der diesem Ziele nicht zustrebte. Ueber die Mittel zu diesem Zweck müssen wir uns völlige Freiheit unserer Entschließungen wahren.

Wie ich schon am 19. August sagte: Wir sind es nicht, die die kleinen Völker bedrohen. Nicht um fremde Völker zu unterjochen, kämpfen wir diesen uns aufgedrängten Kampf, sondern zum Schutze unseres Lebens und unserer Freiheit! Für die deutsche Regierung ist dieser Krieg geblieben, was er von Anfang an war, und was in jeder Kundgebung festgehalten wurde: der

Verteidigungskrieg des deutschen Volkes

und seiner Zukunft. Dieser Krieg kann nur mit einem Frieden beendet werden, der uns nach menschlichem Ermessen Sicherheit gegen eine Wiederkehr bietet. Darin sind wir alle einig. Das ist unsere Stärke und soll sie bleiben.

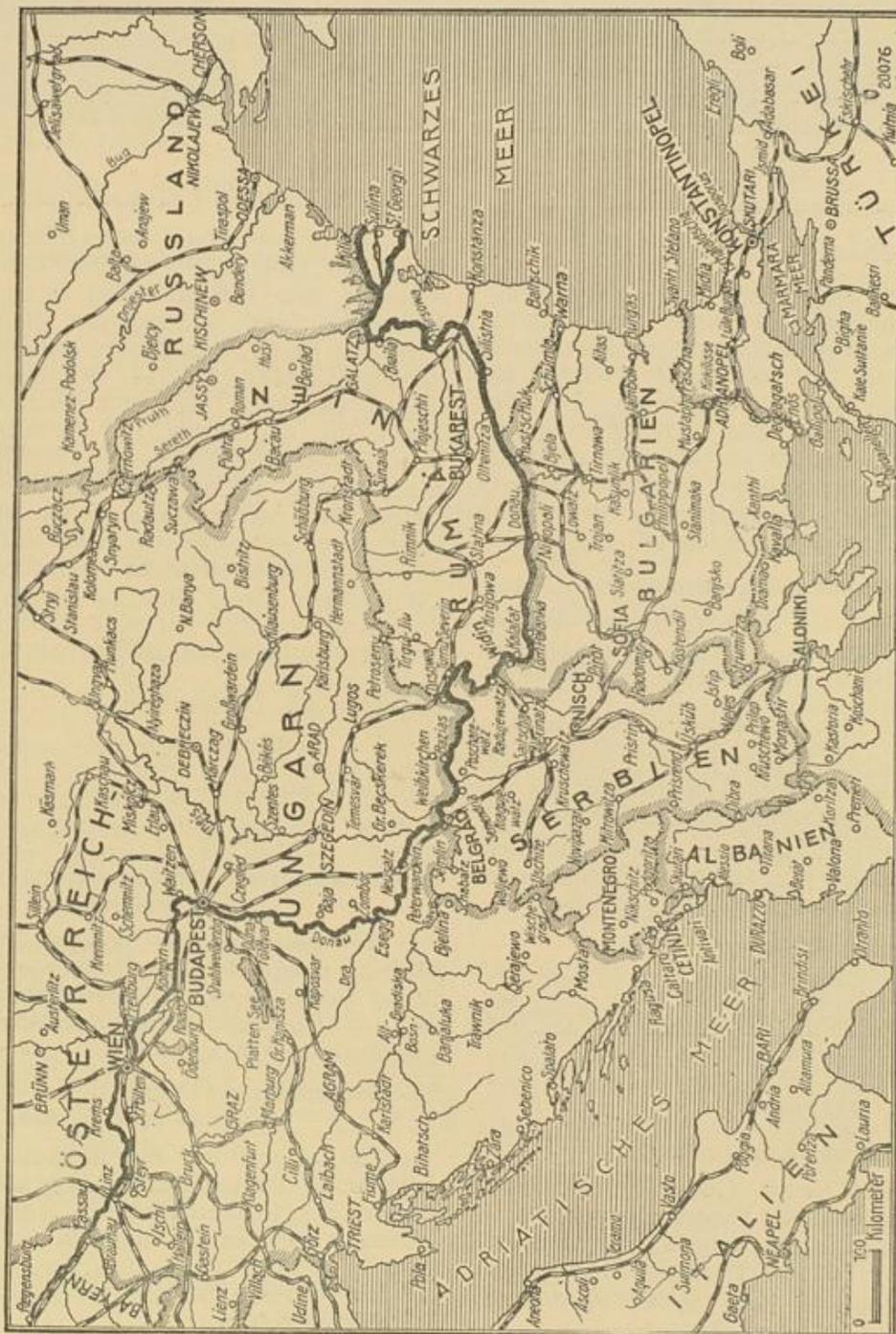
Die allgemeine Lage.

Im deutschen Reichstage gab der Reichskanzler einen Ueberblick über den Stand der Dinge auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen. Hierbei konnte er wiederum, wie schon im August, feststellen, daß die militärische Lage sich von Neuem erheblich gebessert hat, und daß im deutschen Volke einmütig der Wille besteht, auch jetzt noch trotz der schon so langen Dauer des Krieges durchzuhalten bis zum endgültigen Siege. Diese Einmütigkeit kam auch in der darauffolgenden Debatte über die sozialdemokratische Interpellation zum Ausdruck, in der von dem Abgeordneten Scheidemann die Anfrage begründet wurde, ob der Reichskanzler bereit sei, auf Grund der bis jetzt errungenen deutschen Erfolge den Gegnern Friedens-Angebote zu machen. An die Antwort des Reichskanzlers schloß sich eine kurze Debatte, bei der sämtliche bürgerlichen Parteien durch den Abgeordneten Spahn ihr Einverständnis mit der Haltung der deutschen Regierung erklärten. Auch die Rede des zweiten sozialdemokratischen Redners, des Abgeordneten Landsberg, der den Satz aussprach: „Wer das Messer ansetzt, um ein Stück vom Körper des Deutschen Reiches zu schneiden, der wird das zur Verteidigung

bereite Deutschland treffen, das ihm das Messer aus der Hand schlägt,“ zeigt deutlich, daß, wie am 4. August 1914, so auch heute noch das ganze Deutschland ohne Rücksicht auf das politische oder konfessionelle Bekenntnis einig ist in dem Willen, den Krieg zu einem für Deutschland siegreichen Ende durchzuführen.

Auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen herrschte im allgemeinen verhältnismäßige Ruhe, nur in Süd-Mazedonien erlitt das engl.-franz. Landungskorps eine empfindliche Niederlage durch deutsche und bulgarische Truppen, und wurde unter großen Verlusten gezwungen, sich auf griechisches Gebiet zurückzuziehen. Nach den jetzt vorliegenden Meldungen soll die griechische Regierung beschlossen haben, ihre Truppen aus dieser Gegend wegzunehmen, so daß ein evtl. geplanter Vormarsch der Centralmächte gegen Saloniki ohne Behinderung durch Griechenland stattfinden könnte.

Bemerkenswert ist, daß nun auch der dritte Generalissimus im Vierverbände zurückgetreten ist, nämlich der Marschall French, der den Oberbefehl über die in Flandern und Frankreich kämpfenden englischen Truppen an General Sir Douglas Haig abgegeben hat.





Samstag, 11. Dezember.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Auf vielen Stellen der Front lebhaftere Tätigkeit der beiderseitigen Artillerien. Nach starker Feuervorbereitung griffen die Franzosen abends unsere Stellungen auf und östlich der Höhe 195 (nordöstlich von Souain) erneut an. Der Angriff ist abgeschlagen. Die Stellung ist genau so fest in unserer Hand, wie sie uns auch durch die kühnsten gegenteiligen Behauptungen in den französischen Tagesberichten der letzten Zeit nicht hat entrissen werden können.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Die Lage bei den Heeresgruppen der Generalfeldmarschälle von Hindenburg und Prinzen Leopold von Bayern ist unverändert.

Heeresgruppe des Generals von Linsingen.

Ein russischer Angriff brach nördlich der Eisenbahn Kowel—Sarny verlustreich vor der österreichisch-ungarischen Linie zusammen.

Nördlich von Chartorysk wurden auf dem westlichen Styrufer vorgegangene Aufklärungsabteilungen des Feindes wieder vertrieben.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Keine wesentlichen Ereignisse.

Ueber die bulgarischen Armeen liegen neue Nachrichten noch nicht vor.

Sonntag, 12. Dezember.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Oestlich von Neuve Chapelle, südwestlich von Lille, scheiterte vor unserem Hindernis der Versuch einer kleinen englischen Abteilung, überraschend in unsere Stellung einzudringen.

In den Vogesen kam es zu vereinzelt Patrouillengefechten ohne Bedeutung.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Schwächere russische Kräfte, die in Gegend des Warsung-Sees (südlich von Jakobstadt) und südlich von Pinsk gegen unsere Stellungen vorrückten, wurden zurückgewiesen.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Den in den albanischen Grenzgebieten verfolgenden österreichisch-ungarischen Kolonnen fielen in den beiden letzten Tagen über 6500 Gefangene und Versprengte in die Hände. Zwischen Rozaj, das gestern genommen wurde, und Ipek hat der Feind 40 Geschütze zurücklassen müssen. Nach entscheidenden Niederlagen, die die Armee des Generals Todorow in einer Reihe kühner und kräftiger Schläge während der letzten Tage den Franzosen und Engländern beibrachte, befinden sich diese in kläglichem Zustande auf dem Rückzuge nach der griechischen Grenze und über dieselbe. Die Verluste der Feinde an Menschen, Waffen und Material aller Art sind nach dem Bericht unseres Verbündeten außerordentlich schwere.

Montag, 13. Dezember.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Im Westen keine besonderen Ereignisse.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Hindenburg.

An verschiedenen Stellen fanden kleine Gefechte vorgeschobener Postierungen mit feindlichen Aufklärungsabteilungen statt, dabei gelang es den Russen, einen schwachen deutschen Posten aufzuheben.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Ein vergeblicher Angriff gegen unsere Stellung bei Wulka (südlich des Wyganoskoje-Sees) kostete den Russen etwa 100 Mann an blutigen Verlusten und an Gefangenen.

Heeresgruppe des Generals von Linsingen.

Nichts Neues.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Die Lage ist unverändert.

Bei der Armee des Generals von Köveß wurden 900 Gefangene eingebracht. Bei Ipek sind 12 moderne Geschütze erbeutet, die die

Serben dort vergraben hatten. Hinter unserer Front wurden in den letzten Tagen über 1000 versprengte Serben festgenommen.

In Mazedonien hat die Armee des Generals Todorow die Orte Doiran und Gewgheli genommen. Kein Engländer und Franzose befindet sich in Freiheit auf mazedonischem Boden. Nahezu zwei englische Divisionen sind in diesen Kämpfen aufgerieben worden.

Dienstag, 14. Dezember.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Nichts Neues.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Die Lage ist unverändert.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Südwestlich und südlich von Plevlje haben die österreichisch-ungarischen Truppen den Feind erneut zum Weichen gebracht. Dort und in den ostmontenegrinischen Bergen wurden etwa 2500 Gefangene eingebracht.

Mittwoch, 15. Dezember.

Westlicher Kriegsschauplatz.

An der Front hat sich nichts von Wichtigkeit ereignet.

Ein am 12. Dezember auf der Höhe von La Paune auf Grund geratener englischer Dampfer wurde gestern von unseren Fliegern mit beobachtetem Erfolge angegriffen.

Der Feind, der mehrere Flugzeuggeschwader gegen Vapaume, Peronne, nach Lothringen und auf Müllheim (Baden) angesetzt hatte, büßte im Luftkampf oder durch Feuer unserer Abwehrgeschütze vier Flugzeuge, darunter ein Großflugzeug mit zwei Motoren, ein.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Nichts Neues.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Südwestlich von Plevlje ist der Feind über die Tara und weiter östlich über die Linie Grab-Brodarevo zurückgeworfen. Mehrere Hundert Mann wurden gefangen.

Donnerstag, 16. Dezember.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Lebhafte Artilleriekämpfe und rege Fliegertätigkeit auf dem größten Teile der Front.

Bei Vailly wurden zwei kleine Postierungen auf dem Südufer der Aisne nachts von den Franzosen überfallen.

Leutnant Immelmann brachte gestern über Valenciennes das siebente feindliche Flugzeug, einen englischen Eindecker zum Absturz.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Hindenburg.

Russische Abteilungen, die nördlich des Dryswjaty-Sees bis in unsere Stellung vorgezogen waren, wurden durch Gegenangriff zurückgeworfen.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Nachts kam es zu kleinen Patrouillen-Gefechten.

Heeresgruppe des Generals von Linsingen.

Bei Berestiany scheiterte ein feindlicher Angriff.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Die Kämpfe in Nordmontenegro werden mit Erfolg fortgesetzt. Die österreichisch-ungarischen Truppen stehen nahe vor Bijelopolje.

Freitag, 17. Dezember.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Südöstlich von Armentières stieß gestern vor Hellwerden eine kleine englische Abteilung überraschend bis in einen unserer Gräben vor und zog sich in unserem Feuer wieder zurück.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Hindenburg.

Russische Angriffe zwischen Narosz- und Miadziol-See brachen nachts und am frühen Morgen unter erheblichen Verlusten für den Feind vor unserer Stellung zusammen. 120 Mann blieben gefangen in unserer Hand.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Nichts Neues.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Bijelopolje ist im Sturm genommen. Ueber 700 Gefangene sind eingebracht.



————— Auszeichnung. —————

Unteroffizier Tritsch wurde mit der Großh. Bad. silb. Verdienstmedaille ausgezeichnet.

Feldgrüße gingen im Laufe der letzten Woche ein von:

Lorenz Albecker, H. Axtmann, Josef Burkart, Georg Bauer, Chr. Ball, Friedrich Burkart, Anton Brunner, Josef Braun, August Bolz, Anton Baumgartner, M. Beck, Georg Bross, Jakob Cieslak, Emil Dirler, Jakob Engelhard, August Erhard, Otto Essig, Hermann Enderle, Wilhelm Ell, Theodor Fick, A. Frank, Rudolf Freytag, Friedrich Grieser, Hermann Gressel, Stefan Gindner, Johann Greule, Adam Grünling, Jakob Hettel, Fr. Horeyseck, Hermann Hammer, Michael Heck, Hansler, Eugen Hornig, K. Helfer, Hermann Haiber, Hermann Heck, Karl Hoyler, Dr. Hambrecht, G. Hennings, Höflinger, Hans Jakob, Jeske, Karl Kistner, H. Kästel, Adolf Kloss, Eugen Kuhm, Hermann Kohlmann, Georg Kiessling, Georg Knorz, J. Kühner, Georg Klein, Ludwig Kohler, Karl Kiefer, K. Kinsch, Fr. Klem, Krawezyk, Eugen Kassel, Adolf Laber, Franz Labudda, Josef Müller, Simon Moritz, Jakob Mayer, Friedrich Mund, Müller, Karl Nagel, Erich Römer, Ludwig Rimmelpacher, Emil Rastetter, Anton Roszyk, Seiss, Karl Seifried, Andreas Speck, Bernhard Schmidt, A. Schlabs, Karl Schorpp, Franz Schick, Schlager, Rich. Scheuerpflug, Max Schabbel, Karl Scheer, Scherer, Ludwig Schindele, Xaver Schmidwenzl, Josef Schlehüser, Leop. Schorpp, Josef Stölzel, A. Strenk, Josef Starz, Tritsch, Anton Tomiak, Anton Vögele, Heinrich Völlm, Karl Vögele, F. Vögele, H. Waldenberger, Karl Wiessner, S. Weiler, J. Zimmermann, A. Zinser.



× Ad. Zöller, Grünwinkel.

Der Heiligenmaler.

Von Rudolf Greinz.

In dem kleinen Wallfahrtsort St. Kathrein hatte der Gemeindeausschuß einen wichtigen Beschluß gefaßt.

An der Außenseite der Wallfahrtskirche befand sich ein altes Freskogemälde, das jüngste Gericht darstellend. Im Stil der bizarren ländlichen Malerei. Der Weltenrichter auf seinem Thron in der Mitte. Zu seiner Linken die verstoßenen rüdigigen Sündenböcke, umgeben von scheußlichen Teufelsgestalten.

Das Gemälde hatte im Laufe der Zeit durch den Einfluß der Witterung sehr Schaden gelitten und war schon vielfach abgebröckelt und zerstört. Nun hatte der Gemeindeausschuß von St. Kathrein, dem natürlich auch der hochwürdige Herr Dekan angehörte, beschlossen, das alte Gemälde zur Erbauung der Frommen und zum Schrecknis der Sünder wiederherstellen zu lassen.

Es sollte möglichst genau wieder so werden, wie es ursprünglich war. Namentlich sollte die Gruppe der Böcke zur Linken des Herrn, von denen ein paar noch besser erhalten waren, möglichst wirksam und eindringlich für alle verstockten Seelen ihre Auferstehung in grellen Farben feiern.

Die Gemeinde wies den Auftrag für die Restaurierung des Gemäldes einem Kirchenmaler in Brixen zu, der im ganzen Land einen vorzüglichen Ruf genoß. Der Meister hatte allerdings nicht Zeit, den Auftrag persönlich auszuführen. Er schickte aber seinen ersten Gehilfen, der die Sache schon zur Zufriedenheit der St. Kathreiner machen würde.

Zufällig war der Heiligenmaler, der das jüngste Gericht wieder beleben sollte, ein St. Kathreiner. Der Wopfner Friedl war als jüngster Sohn eines kleinen Bäuerls in St. Kathrein geboren. Er hatte zuerst als Goasbua dort gedient und sich dann langsam zu einem bäuerlichen Tuifelmaler entwickelt, der für sein Dorf und die nächste Umgebung Totenkreuzeln, Marterln und Votivtaferln herstellte.

Dadurch war es ihm gelungen, sich ein paar Kreuzer zu ersparen, und er zog damit fort, um sich zum Kirchenmaler auszubilden. Nun war er die erste Kraft bei seinem Brixener Meister.

Schon mehr als drei Jahre waren vergangen, seitdem der Wopfner Friedl St. Kathrein verlassen hatte und aus einem Tuifelmaler ein Kirchenmaler geworden war.

Mit seinem Abschied von der Heimat hing auch noch eine andere Geschichte zusammen. Da war ein sauberes Diandl im Dorf, die Zenzi vom Tschurtschen Jos. Der Jos war Müller in St. Kathrein. Ein alter Junggeselle, der immer viel zu geizig gewesen war, um zu heiraten.

Die Zenzi war das Kind einer Schwester. Der Tschurtschen Jos hatte sie angenommen. Das Diandl führte ihm die Wirtschaft. Es sollte auch einmal alles erben, wenn der Jos das Zeitliche segnete.

Daran dachte er allerdings wohl lange nicht, trotzdem er schon nahezu siebzig war. Im Dorf war der Jos wegen seines Geizes allgemein verrufen und nicht beliebt.

Als der Tschurtschen Jos auf die Liebschaft der Zenzi mit dem „Hungerleider“, dem Friedl, kam, fuhr er wie der helliachte Höllteufel dazwischen. Die G'spusi ging vorläufig wenigstens äußerlich auseinander. Der Friedl zog in die Fremde. Die beiden Liebesleut' schrieben sich aber fleißig, was der Jos nicht verhindern konnte.

Jetzt war der verflixte „Pemselwascher“ zum innern Verdruß des Jos gar wieder nach St. Kathrein gekommen. Es sollte für den Müller aber schon noch mehr Verdruß aus der Anwesenheit des Pemselwaschers entstehen. Der Verdacht, daß der Friedl und die Zenzi wieder heimliche Zusammenkünfte hatten, ließ ihm ohnedies Tag und Nacht keine Ruhe mehr.

Die Restaurierung des Gemäldes machte rüstige Fortschritte. Es fanden sich stets Neugierige ein, die den Friedl bei seiner Arbeit beobachteten. Der ließ sich auf seinem Gerüst nicht im geringsten stören. Nun war er schon bei der Schar der Sündenböcke angelangt.

Eines Tages ging es durch das Dorf wie ein Lauffeuer, daß der vorderste der Böcke zur linken des Weltenrichters, so quasi der Anführer der Böcke, „aus und eben“ dem Tschurtschen Jos gleiche.

Ganz das Gesicht des Jos sei es mit den grauen Bartstoppeln, den verkniffenen Lippen, der hakigen Nase und den kleinen Aeuglein. Freilich verzerrt, wie es bei einem Sündenbock sein müsse. Aber genau so würde der Tschurtschen Jos dreinschauen, wenn ihn einmal der Teufel beim G'nack kriegte.

Der Jos hatte von der Geschichte gehört und schlich sich um die Mittagszeit heimlich zur

Kirche. Es war gerade niemand da. Auch der Friedl auf seinem Gerüst nicht.

Als der Jos der Sache ansichtig wurde, packte ihn eine heillose Wut. Vorderhand ging er einmal heim und überlegte, was zu tun sei.

Seine Wut steigerte sich aber nur, und so machte er sich schon am frühen Nachmittag auf den Weg zum Herrn Dekan. Der war ihm die erste Instanz. Dort wollte er schon seine Meinung sagen!

In seinem Zorn platzte der Tschurtschen Jos, ohne überhaupt anzuklopfen, in das Zimmer des Herr Dekans. Gleich unter der Tür hub er bereits zu schimpfen an: „Dös derlab' (erlaube) i nia und nimmer! Dös darf nit bleib'n! I laß 'n einsperr'n, den Hallodri, den miserabligen, den . . .“

„Pscht!“ machte der Herr Dekan, der sich beim Eintritt des Jos von seiner bequemen Sofaecke erhoben hatte und dem Aufgeregten einige Schritte entgegenging. „Was fällt denn dir ein, Jos! Bist überg'schnappt?“

„Oes müaßt's es schon verzeihen, Hochwürden!“ entschuldigte sich der Jos. „Nix für unguat! Aber i bin ganz aus 'm Häusl! So a Malefiz, a verfluachter!“

„Bei mir da wird nit g'fluacht!“ mahnte der Herr Dekan.

„I muaß heut' fluach'n! Nachher wird mir leichter!“ erklärte der Tschurtschen Jos.

„Nachher gehst vor die Tür ausi fluach'n! Und wenn d' fertig bist, kimmst wieder einer!“ sagte der Hochwürdige kurz angebunden.

„Naa, naa, Hochwürden, i will mi schon z'sammenehmen!“ versprach der Jos und wischte sich mit einem roten Schneuztüchl den Schweiß von der Stirn.

„Nachher kannst di hinsetzen und mir erzähl'n, warum d' so auseinander bist!“ Der Herr Dekan bot ihm einen Sessel an und nahm selbst wieder sein Pläßerl in der gemütlichen Sofaecke ein.

Ein runder Tisch trennte die beiden. Der Jos war auf seinem Sessel sehr unruhig. Er scharrte mit beiden Füßen und rückte hin und her. Das Sitzen war ihm offenbar unangenehm. Viel lieber wäre er auf und ab gerannt und hätte seine Wut tüchtig herausgeschrien.

Der Herr Dekan zündete sich in aller Seelenruhe eine frische Virginiazigarre an, tat mit Behagen ein paar kräftige Züge daraus, richtete seine gedrungene rundliche Gestalt in der Sofaecke etwas in die Höhe und sagte dann zum Jos: „So, iaß red'!“

„A Schand' is und a Skandal, daß man so was tuan darf!“ fing der Tschurtschen Jos ganz traurig zu jammern an.

„Ja, was denn?“ fragte ihn der geistliche Herr. „Hat di' wer betrogen? Is dir wer was schuldig blieben?“

„Ah, naa! Oes wißt's es ganz genau, was i moan'!“ rief der Jos unwillig. Der Sakra, der verfluachte . . .“

„Nit fluach'n!“ befahl der Herr Dekan.

Also nit verfluachter! Der Maler, der Tuifl, der höllische . . .“

Der Tschurtschen Jos wurde schon wieder ganz rabiat.

„Ah, den Wopfner Friedl moanst?“ fragte der Herr Dekan und tat erstaunt, als wenn er von der Sache gar keine Ahnung hätte. „Was hat dir denn der 'tan? Dös is ja ganz a kommod's (gemütlich) Manndl, der Friedl!“

„Dös is gar koa kommod's Manndl nit!“ rief der Jos erbittert. „Dös is a Sakramenter a vermaledeiter! Bald i 'n erwisch', nachher hau' i ihm schon decht (doch) a paar aber . . .“ Der Jos war aufgesprungen und bedrohte in seinem Eifer den Herrn Dekan mit beiden Fäusten.

Der Hochwürdige nahm seine Virginia aus dem Mund und meinte: „Du, Jos, gelt, dös machst du nachher mit 'm Friedl alloan aus! Woaßt, i bin nit der Friedl! Setz' di' lei (nur) wieder hin! Sitzen tuat soviel guat, wenn oans an rechten Viechszorn hat!“

Der Tschurtschen Jos setzte sich ganz dasig (eingeschüchtert) nieder. Er schämte sich, daß er sich so hatte hinreißen lassen.

„Also was hat er dir denn 'tan, der Friedl?“ fing der Herr Dekan über eine Weile wieder an, indem er seine Zigarre neuerdings in Brand steckte.

„Aufig'malt hat er mi', der Kerl, der spottschlechte! Als Bock aufig'malt beim Jüngsten G'richt!“ klagte der Jos.

„Geh! laß di auslach'n!“ meinte der Dekan lustig.

„Ganz g'wiß und war is's!“ beteuerte der Tschurtschen Jos. „I hab's selber g'seh'n!“

„Geh, woher denn!“ lachte der Herr Dekan. „Dös müaßt' i do aa g'seh'n hab'n! Recht fein is dös Bild word'n!“

„Mir g'fallt's gar nit!“ erklärte der Jos grimmig. „Nit nur als Bock hat er mi aufitan, naa, sogar als Anführer von dö verdammten Sündenböck'! Dös lass' i mir nit g'fallen! Dös muaß anders g'macht werd'n! I lass'n sinscht einsperr'n von die Schandarm'!“ Der Jos wurde schon wieder wütend. Sein sonst gelbliches Gesicht war dunkelrot geworden, und seine Stimme überschlug sich völlig beim Schimpfen.

„Lass' di auslach'n! Dös is lei a dumm's G'red' von die Leut'!“ meinte der Herr Dekan.

„Dös is koa G'red' nit! Wann i's selber g'seh'n hab'! Mei Nas'n hat er, meine Aug'n hat er, der Bock . . .“

„Du bist do nit a so schiach! Tat'st mir wohl erbarmen, wenn du so a G'friß schneiden

tat'st wie der Anführer von dö Böck'!" sagte der Dekan ganz mitleidig.

„Naa, i bin nit a so schiach! Aber der Teuxelsmaler, der hat mi a so schiach aufitan! Und dö's derlab' i amal gar nit! Es lacht mi ja 's ganze Dorf aus!“

„Lass' du die Leut' reden, Jos! Dös is alles Unsinn!“

„Naa, i hab' mi selber g'seh'n! Und was i mit meine eignen Augen siach, dö's lass' i mir net weglegnen!“ beharrte der Tschurtschen Jos.

„Nachher fahl'ts bei dir gewaltig!“ Der Herr Dekan nahm die Zigarre aus dem Mund und sah sein Gegenüber traurig an.

„Fahl't? Wie? Was fahl't?“ fragte der Jos erschrocken.

„Da fahl'ts!“ sagte der Herr Dekan und klopfte sich mit der Hand aufs Herz.

„Moant's — i — i bin krank?“ stotterte der Jos.

„Nein, du bist insoweit ganz gesund! Aber ein schlechtes Gewissen hast du!“ sagte der Dekan mit ernster Stimme, auf einmal in die hochdeutsche Redeweise übergehend. Wenn er seinen Bauern imponieren wollte, dann sprach er regelmäßig Hochdeutsch wie bei den Predigten. Das machte Ihnen stets großen Eindruck.

„I hab' gar koa schlecht's G'wissen nit!“ beteuerte der Jos und sah den Dekan etwas unsicher an.

„Wir alle sind Sünder, mein lieber Tschurtschen Jos!“ fuhr der Hochwürdige fort. „Selbst der Gerechte fällt im Tage siebenmal!“

Der Jos zog unwillkürlich seine lange hagere Gestalt etwas ein, so wie er es bei den Predigten in der Kirche zu tun pflegte, und sah den Dekan aus seinen Augenwinkeln scheinheilig an.

„Dein böses Gewissen ist's, Tschurtschen Jos, das dich dein eigenes Bild als Sündenbock auf dem Gemälde erblicken läßt!“

„Naa, naa! I hab's g'seh'n! Und die Leut' . . .“

„Komm du mir mit den Leuten nicht! Ich sage dir, daß du ein schlechtes Gewissen hast!“

Der Jos schüttelte den Kopf.

„Nicht?“ Du hast es also immer genau genommen mit dem Maß und Gewicht?“

Der Jos zuckte unwillkürlich zusammen. Es fing ihm an, unheimlich zu werden.

„Du bist nie geizig gewesen? Du hast stets von deinem Ueberfluß den Armen und der Kirche gegeben?“ fuhr der Dekan fort.

„I hab koan' Ueberfluß nit!“ stöhnte der Jos. „I muuß aa lei hart arbeiten und verdianen!“

„Verstockt bist du!“ donnerte nun der Herr Dekan und stellte sich würdevoll vor dem Tschurtschen Jos auf. „Ein ganz verstockter

Sünder, dem der Herrgott ein Zeichen gegeben hat, wie es mit ihm gehen wird am Jüngsten Tag!“

„Jessas! Jessas!“ stöhnte der Jos und bekreuzigte sich mehrere Male hintereinander.

Es war ihm ganz schwül geworden, und er wußte jetzt augenblicklich wirklich nicht mehr, wie er daran war. Hatte ihn der Wopfner Friedl da hinaufgemalt oder gaukelte ihm der böse Feind nur ein höllisches Blendwerk vor.

„Alle vierzehn Nothelfer!“ seufzte der Jos in seinen Zweifeln. Er fing ordentlich zu schwitzen an, zog wieder sein rotes Schneuztüchl und fuhr sich verzweifelt über Gesicht und Nacken.

Da hörte man draußen Schritte. Es klopfte. „Herein!“ rief der Herr Dekan. Der Wopfner Friedl, ein hübscher stämmiger Bursch, nahe an die Dreißig, trat ein.

Der Tschurtschen Jos schnellte von seinem Stuhl empor, als wenn er von einer Natter gebissen worden wäre. Im Nu waren alle Schrecknisse des schlechten Gewissens und des Jüngsten Tages vergessen.

Der Anblick des Heiligenmalers wirkte unmittelbar aufreizend auf ihn und entfachte seine Wut aufs neue. Alle Zweifel waren geschwunden. Er hatte wieder die feste Ueberzeugung, dieser habe ihm den Possen gespielt.

„Ha? Bist da? Du Mistker!“ rief er und wollte dem Friedl an den Kragen fahren.

„Holla!“ Der Wopfner Friedl schob ihn kräftig beiseite, stellte sich mit den Händen in den Hosentaschen vor ihm auf und sah ihn herausfordernd an.

„So, iaß könnt's ös zwoa es mitanander ausmach'n!“ sagte der Herr Dekan ganz gemüthlich. „I geh' derweil mein' Kaffee trink'n! I sag' enk nur dö's oane: G'rauft wird bei mir da herinnen nit! Hab'ts mi verstanden?“

„Ja!“ erwiderte der Jos und sah dabei den Wopfner Friedl springgiftig an.

Als der Dekan bei der Tür draußen war, standen sich die beiden eine Weile schweigend gegenüber. Der Friedl fing endlich für sich selbst lustig zu pfeifen an.

„G'steah's ein!“ brachte der Tschurtschen Jos mühsam mit unterdrückter Stimme hervor. „Hast mi aufig'malt oder nit?“

„Ja. I hab' di aufig'malt!“ erwiderte der Friedl vollkommen ruhig. Abremals entstand eine Pause. Der Jos kochte innerlich Gift und Galle.

„Du tuast mi wieder aber!“ forderte er endlich.

„I tua di nit aber!“

„Du tuast mi aber!“ Der Jos konnte kaum mehr an sich halten.

„I tua di nit aber! Du bleibst oben!“ entschied der Friedl, drehte ihm den Rücken und ging pfeifend zum Fenster, um hinauszusehen.

„Du tuast mi nit aber?“ fragte nun der Jos unheimlich ruhig.

„Naa! Du bleibst droben!“

„Nachher krat' i mi selber aber!“

„Dös kannst halten, wia d' willst. Der Friedl zuckte die Achseln und drehte sich wieder um. „Bald du di selber aberkrat'st, wirst eing'sperrt wegen Kirchenschändung!“ Der Friedl sah dem Jos, der vor Wut alle Farben spielte, boshaft lachend ins Gesicht.

„Friedl, i sag' dir's iaß zum leßtenmal, tua mi aber!“ bat der Jos schier kläglich.

„Naa!“ meinte der Heiligenmaler verstockt.

„Hast denn gar koa Herz im Leib!“ verlegte sich der alte Geizhals auf die Rührseligkeit.

„G'rad soviel wie du!“ meinte der Friedl und schaute wieder zum Fenster hinaus.

„Du moanst wegen der Zenzi?“ fragte der Müller über eine Weile.

„Ja.“

„Hast es derentwegen tan?“

„Ja, wenn's di wundert!“

„Madeln gibt's g'nua auf der Welt! Wirst dir wohl a andere derfind'n in der Brixener Stadt!“

„Du hast recht! I brauch' dei Zenzi aa nimmer! Du kannst dir's schon b'halten von mir aus!“

„Du tat'st es iaß gar nimmer mög'n?“ Der Tschurtschen Jos warf dem Friedl einen erwartungsvoll lauernden Blick zu.

„Naa!“ sagte der Friedl ganz ruhig.

Der Jos seufzte erleichtert auf. „Nachher brauchst ja gar nimmer so wild z' sein auf mi, wenn du 's Madl do nimmer magst! Du kannst mi schon abertuan!“ meinte er.

„Dös gibt's nit!“ rief der Friedl. „Du bist amal auf 'm Bild und bleibst oben!“

Der Jos setzte sich auf einen Stuhl und dachte nach. Am liebsten wäre er wieder über den verflixten Maler hergefallen. Aber das sah er schon ein, mit Grobheit war da gar nichts auszurichten.

„Friedl?“ begann er nach einer Weile wieder.

„Ja?“

„Wenn i dir iaß die Zenzi gaab'?“

„Dö kannst dir schon b'halten!“

„I moan' lei a so!“ lenkte der Jos ein. „Tatest mi nachher aber von dem Bild?“

„I mag die Zenzi nimmer!“ log der Friedl drauflos. I verdian' mir iaß an schian' Paßen Geld! I kann mir die Madeln aussuach'n!“ Dabei zog der Friedl etliche Banknoten aus

der Brusttasche und warf sie vor dem Jos a den Tisch. Der Jos betrachtete zuerst das Geld und dann den Friedl mit unverkennbarem Respekt.

„Jaß woast, zu verachten is die Zenzi g'rad aa nit!“ sprach der Tschurtschen Jos nach einer Weile.

„I veracht' sie ja nit!“ erklärte der Friedl. „Ja, warum willst sie denn nit heiraten?“ versuchte der Jos neuerdings einzulenken.

„I hab' ja g'wollt! Du hast ja nit g'wollt!“

„Ja, wenn i aber iaß wollet?“

„Dir is nit z' trau'n!“

„Ah ja!“ meinte der Jos, der schon ganz mürb geworden war. „I lasset schon mit mir reden!“

„Oha“ lachte der Friedl. Da is erst die Frag', ob i mit mir reden lass'!“

„Schau, die Zenzi is do die Richtige für di!“ redete ihm der Jos zu, dem schon völlig der Angstschweiß auf die Stirn trat, daß er schließlich doch als Bock auf dem Bild bleiben würde. „Und mi tuast nachher aber, schon weil wir auf dö Weis' Verwandte würden

„Mir is nit viel drum um dö Verwandtschaft!“ erklärte der Friedl.

„Und erben tuat die Zenzi ja aa amal alles!“ fuhr der Jos fort.

„Da kann i lang warten!“ meinte der Friedl.

„Und etwas kriegt sie glei' mit aa!“ versprach der Jos.

„Wer woast, ob mi 's Diandl no mag!“ ließ ihn der Friedl weiter schwitzen. „Drei Jahr' sein a lange Zeit. Vielleicht hat sie si's anders überlegt!“

„Dö mag di schon!“ versicherte der Jos.

„Dö muast di mög'n!“

„Werd'n ma halt sehn!“ zuckte der Friedl die Achseln.

„Also du heiratest die Zenzi und tuast mi auf der Stell' aber!“ rief der Jos eifrig.

„Meinetwegen!“ erklärte der Friedl endlich gleichmütig. „Aber dös sag i dir, ewig schad is 's um den wunderschan' Sündenbock!“

„Du wirst schon an andern finden!“ meinte der Jos, dem eine Zentnerlast von der Brust zu fallen begann. „Sein tuast a Malefizer!“ setzte er dann halblaut und mehr zu sich selbst gesprochen hinzu.

Ein halbes Jahr später hielten der Friedl und die Zenzi vom Tschurtschen Jos Hochzeit. Der Heiligenmaler hat seitdem in Bozen eine eigene Werkstatt eröffnet und erfreut sich eines großen Kundenkreises.

So oft der Tschurtschen Jos in die Nähe der Kirche kommt, sendet er regelmäßig einen ängstlichen Blick nach der Stelle auf dem Gemälde, wo er einst als Anführer der Böcke zur Linken des Weltenrichters geprangt hatte.

Schriftleitung: Direktor Georg Dachgruber und Otto Sinner, beide in Grünwinkel.
Strichzeichnungen v. Kunstmaler A. Kusche u. H. Weiß, Karlsruhe. — Gedruckt in unserer Hausdruckerei.